Acht Tage Cholerakrankenpflege.

Von
J. Jungclaussen,
Seemannspastor in Hamburg.

Der Ertrag ist zum Besten der Seemannsmission bestimmt.

Hamburg 1892.

Herold'sche Buchhandlung.

Als ich am 27. August meine Besuche unter den Seeleuten im Hafenviertel St. Pauli machte, wurde mir die schon vorher gehegte Befürchtung zur Gewißheit, daß die Choleraepidemie bereits einen Umfang angenommen, dem wirksam zu begegnen die vorhandenen Hülfskräfte und -mittel nicht mehr ausreichten. Gerüchtweise vernahm ich, daß in der Hafenpolizeiwache am Fischmarkt St. Pauli zwei Matrosen von den bei der Hebung des Dampfschiffes „Armin" beschäftigten Bergungsdampfern bereits seit früher Morgenstunde lägen, ohne daß ihre Beförderung in das Krankenhaus hätte beschafft werden können. Als ich mich sofort, $^1/_2$7 Uhr abends, dorthin begab, fand ich das schlimme Gerücht vollauf bestätigt. Der eine der beiden Seeleute, in dem ich einen alten Bekannten begrüßen konnte, war noch fähig sich zu bewegen und sich außerhalb der Wache in freier Luft aufzuhalten, der andre lag völlig erschöpft und dem Verschmachten nahe auf der für die Arrestanten hergerichteten Holzpritsche in dem denkbar jammervollsten Zustande. Der matte, seelenlose Ausdruck des Auges zeigte den bereits eingetretenen vollen Ausbruch der schrecklichen Krankheit. Nachdem ich für die ersten Erfrischungen in Gestalt von Kognak und Eis gesorgt hatte, eilte ich nach dem Seemannskrankenhaus und der Polizeiwache am Hafenthor, um die Abholung der Kranken zu bewirken. Auf der letztern, wo die laut schwirrende Alarmglocke des Telegraphen die Beamten in beständigem Atem hielt, wurde mir die beruhigende Mitteilung, daß endlich ein Krankenwagen nach der Fischmarktwache hindirigiert sei und konnte ich mich denn auch alsbald überzeugen, daß die Hülflosen aus ihrer traurigen Lage erlöst seien.

Die Thatsache, daß Kranke zwölf Stunden lang der ersten nötigen Hülfe entbehren mußten, war mir ein hinreichender Beweggrund, mich am Mittag des andern Tages

nach gehaltenem Gottesdienst bei dem Oberarzt des Seemanns-Krankenhauses zur freien Hülfsleistung zu melden. Das gleiche thaten einige Mitglieder des Jünglingsvereins „Bruderliebe“ in St. Pauli. Unsere Hülfe, die durchaus willkommen geheißen wurde, konnte jedoch nicht vor der Fertigstellung der in der Nähe des Seemannshauses im Bau begriffenen Cholerabaracken angenommen werden. Am Montagmorgen erfuhr ich darauf, daß an den Vorstand der christlichen Jünglingsvereine eine Bitte des Herrn Senator Lappenberg ergangen sei, möglichst schnell Hülfspersonal zu stellen. Diesem Rufe leisteten mit mir sieben junge Männer verschiedener Vereine sofortige Folge. Bevor wir am Nachmittage aufbrachen, feierten wir zusammen das heilige Abendmahl in der Anscharkapelle. So im Glauben gestärkt, eilten wir in freudiger Bereitschaft nach dem Allgemeinen Krankenhause in der Lohmühlenstraße. Aber auch am Montag konnten wir noch nicht in die erwünschte Arbeit treten. Die Aufnahme neuer Kranken wurde erst für die Nacht erwartet, außerdem mußten noch die nötigen Vorkehrungen getroffen werden, die Hülfswärter selbst unterzubringen. Mit dem Bescheide, um neun Uhr am andern Morgen wiederzukommen, wo wir dann sofort in den Dienst treten könnten, wurden wir entlassen. Diese Wartezeit nach einmal gefaßtem Entschluß war recht unangenehm. Der Abschied von meinen beiden mutterlosen Kleinen mußte so noch einmal genommen werden. Am Dienstagmorgen hatten wir uns alle schon vor neun Uhr pünktlich eingestellt und nun brachte uns der Inspektor hinauf auf die Cholerastation, wo die Nacht über die Säle neu belegt waren, uns mit freundlichen Worten in die Arbeit führend. Aber welch ein herzergreifender Anblick bot sich uns, als wir die letzten Stufen der Korridortreppe erreichten! Was wir hier sahen, konnte einen wohl bis ins Mark und Bein hinein erschüttern. Hier kamen wir auf das Schlachtfeld, wo der mörderische Feind mit seinen entfesselten Todesmächten wütete. Wie das Gepäck der Soldaten in langen Reihen vor der Schlacht abgelegt wird, so waren auch hier die Kleidungsstücke der Kranken, alle wohl zusammengebunden und jedes Bündel mit dem Namen des Eigentümers versehen, schichtweise zusammengelegt. Da

thronte ein stattlicher feiner Cylinderhut neben der schlichten Mütze, hier lag der bessere Anzug des Bemittelten neben der Bluse des Arbeiters. Dazwischen die Gefallenen in großer Anzahl, stellenweise zu fünfen und sechsen nebeneinander und übereinander geschichtet. Jede Leiche war in das Betttuch geschlagen, in dem der Kranke verstorben war und hielt in den starren Händen den Totenschein mit dem Namen des Verstorbenen. Diese Leichenhaufen gaben uns das erste volle Bild von der traurigen Wirklichkeit, in welche die Cholera Hamburg versetzt hatte. Gestern noch waren wohl die meisten gesund und frisch aufgestanden, heute lagen sie als starre Leichen da, jählings herausgerissen aus der Gemeinschaft der Lebenden. Über Nacht hatte der Tod sie hinweggerafft. Welch ein Haufe von Kummer, Schmerz und Not war in diesen Leichenmassen zusammengehäuft!

Doch zur langen Betrachtung hatten wir keine Zeit. Ein Blick durch die geöffneten Thüren in die Krankenzimmer zeigte uns Ärzte, Wärter in der geschäftigsten Bewegung und damit das große Bedürfnis nach weiterer Hülfe. Nachdem wir unsre Kleider gewechselt und die Wärtertracht, ein linnenes Jackett mit blanken Knöpfen und eine gestreifte Tuchhose angelegt, wurden wir auf die verschiedenen Zimmer verteilt. Ich wurde nach dem Zimmer 143 beordert, wo ich mit vier andern Wärtern zu pflegen hatte. Hier standen 25 Betten, die zum größern Teil mit Schwerkranken belegt waren; während sechs bis sieben Betten solche Insassen hatten, die von einem leichtern Unwohlsein befallen, mehr von der Angst als von der Not ins Krankenhaus getrieben waren. Mehrere von ihnen waren infolge ihrer sinnlosen Betrunkenheit hineingeschafft wurden. Bis zu zwei Litern Kognak hatte einer verkonsumiert, was natürlich einen bis ans Delirium streifenden Katzenjammer zu Wege brachte. Drei von ihnen wurden sofort nach der Kirche, welche als Beobachtungssaal für Leichtkranke eingerichtet war, verlegt. Konnte man bei dem Anblick der letztern sich nicht eines ironischen Gefühls über die Thorheit und Ängstlichkeit der Staubgebornen erwehren, so wurde doch bald die Aufmerksamkeit ganz von dem überaus traurigen Zustand der Schwerkranken in Anspruch genommen. Ein ältlicher Mann war

eben verschieden, das aschgraue fahle Angesicht mit weit geöffnetem starren Munde, das gebrochene Auge bewiesen deutlich, daß er ausgerungen hatte. Dem Toten schräg gegenüber lag ein andrer Mann in vorgerückten Jahren auch bereits in voller Agonie. Mit schmerzlich verzerrtem Angesicht, das Auge mit dem Ausdruck des sehnlichsten Hülfeverlangens nach oben gerichtet, mit schwer keuchender Brust und mit zitternden Gliedern daliegend, war er ein vollendetes Bild der jammervollsten Todesnot. Bei einem dritten hatte die Krankheit auch bereits einen Grad erreicht, welcher das schlimmste befürchten ließ. Ein überaus stark gebauter und untersetzter Mann, seines Standes ein Händler, sprang fortwährend von seinem Lager in die Höhe, gequält von den heftigsten Atembeklemmungen, vergeblich uns anflehend, wir möchten ihn doch von diesem Alpdruck befreien. Um drei Uhr nachmittags hatte auch ihn bereits der Tod erlöst. Auf dem erblaßten Angesicht waren die Spuren seines Todeskampfes noch deutlich abgedrückt; die Augen waren blutig gefleckt, die Augenhöhlen in schwarze Schatten gehüllt. Diese ersten drei Todesfälle, deren Augenzeuge ich im Verlauf weniger Stunden war, waren typische Beweise von der grauenhaften und mit den schmerzlichsten Foltern verbundenen Zerstörung, welche die Cholera in dem menschlichen Körper anrichtet und oft in wenigen Stunden zu Ende führt.

Angesichts dieser Sterbenot hatten wir alle die Empfindung, daß hier ein jeder nicht lange zu fragen habe, wo er zu helfen habe. Die beständig hervortretenden Bedürfnisse und Wünsche der Kranken forderten eilende Hülfe. Bei der eigentlichen asiatischen Cholera treten die Symptome in fortwährendem Erbrechen und Durchfällen, welche den Kranken in beständiger Unruhe halten, hervor; doch zeigte sich bei den meisten der Unterschied, daß nur das eine Symptom, entweder Erbrechen oder Durchfall das vorherrschende war. Solange die Krankheit in ihrer ersten schlimmen Entwicklung steht, ist der Zustand des Kranken ein überaus erregter. Das im Körper wühlende Gift bewirkt ein beständiges Hervortreten der Krankheitserscheinungen. Neben der Verrichtung der hierdurch veranlaßten Handreichungen galt es, das Verlangen nach Stillung des quälenden Durstes zu befriedigen. Den Kranken wurde meistens Selterswasser mit einem Zusatz von Rotwein verabreicht. Immerfort öffneten sich die verschmachtenden Lippen, um in matter und oft fast ganz erloschener Stimme um die ersehnte Kühlung zu bitten. In der Schriftlektion der Losungen vom 2. September hieß die Drohung des Herrn 3. Mos. 26, 16: „Ich will euch heimsuchen mit Schrecken, Schwulst und Fieber, daß euch die Angesichter verfallen und der Leib verschmachte." Wie schrecklich stand uns die Erfüllung dieses Wortes in dem Verfallen der Angesichter und dem Verschmachten des Leibes vor Augen. Neben diesen äußern Dienstleistungen mußten wir aber alsbald auch bei dem Mangel an geschulten Kräften in die eigentliche medizinische Pflege miteintreten. Wie zaghaft wurde die Injektionsspritze zum erstenmal in die Hand genommen. Der Gedanke aber, daß eine feste und rasche Hand dem Kranken jeden Schmerz verkürzt, half bald über die Zaghaftigkeit hinweg und schon am andern Tage waren die Injektionen von Kamphor und Äther, welche den Schwerkranken oft jede Stunde eingeflößt wurden, ein gleichmäßiger Dienst unter unsern Verrichtungen. Auch die Zubereitung und Verabreichung der Salol- und Calomelpulver wurde bald gelernt, sodaß wir allen Anforderungen einigermaßen entsprechen konnten. — Bei dieser ununterbrochenen Arbeit eilten die Tagesstunden im Fluge dahin. Die Nacht war überraschend schnell hereingebrochen. Um neun Uhr traten die Nachtwachen ihren Dienst an. Die Hälfte der eingetretenen Hülfswärter mußte gleich in der ersten Nacht mitwachen. Ich gehörte zu den bevorzugten, welche sich der Nachtruhe hingeben durften.

Die Eindrücke des Tages waren aber zu beweglich und aufregend, um auf ein baldiges einschlafen hoffen zu dürfen. Ich suchte darum zuvor in der Stille und Kühle der Nacht für Leib und Gemüt etwas Beruhigung zu finden. So begab ich mich unter die Bäume und in die Anlagen des geräumigen Hofplatzes. Die Nacht ist sonst nicht des Menschen Freund, aber hier waren ihre tiefen Schatten, welche die vor Augen gehabten Bilder des Jammers verhüllten, überaus erquicklich und wohlthuend. Das rauschen der vom Abendwind bewegten Laubkronen klang so feierlich

und besänftigend, als ob es kein Kampf, kein Seufzen und kein Stöhnen auf dieser Erde geben könnte. Doch auch hier wurde ich bald aus der Versenkung in die erhabene Ruhe der Nacht aufgeweckt. Aus dem Hintergrund des Hofes drang ein gleichmäßiges hämmern und klopfen hervor. Der Richtung der Töne nachgehend, bot sich mir alsbald ein neues und nicht minder ergreifendes Bild des unsäglichen Jammers dar, welchen die schreckliche Krankheit um sich verbreitete. Ich war in die Nähe der Leichenhalle gekommen, wo die letzte traurige Arbeit an den Opfern der Cholera verrichtet wurde, ehe sie zur letzten Ruhe gebettet wurden. Von flackernden Lichtern erhellt, sah ich die Leichenträger und Bestatter in eifriger Thätigkeit, die Leichen aus den Totenkammern hervorzuholen und einzusargen. Welch ein Stück Arbeit war bereits an diesem Tage vollbracht und wie unermüdlich wurde dieselbe fortgesetzt! An einer Stelle standen die Särge bereits in drei großen Reihen fünfschichtig übereinander aufgebahrt. Jede Reihe hatte wohl ihre zwanzig Glieder, sodaß auf einem verhältnismäßig kleinen Raum an dreihundert Leichen zusammengedrängt waren. Etwa fünfzehn Schritt zurück auf der andern Seite des nach dem Leichenhaus führenden Weges stand ein fast gleich großer Haufe, dazwischen waren viele Einzelsärge gestellt, welche wohl für sich begraben werden sollten. Wenigstens schien die bessere Art der Särge darauf hinzudeuten. — Hier lag das traurige Gesamtresultat der verheerenden Krankheit, wie es in den letzten Tagen aus den Krankensälen in gleichmäßigem Fortschritt sich zusammengesetzt, in gedrängter Übersicht vor Augen und erwies dasselbe in seiner wahrhaft erschrecklichen Größe, die nachher nur zu sehr bestätigte Wahrheit, daß die Zahl der Gestorbenen viel, viel größer sei, als die offiziellen Nachrichten solche an die Öffentlichkeit gebracht.

Das Werk, das hier gethan werden mußte, zeigte, wie auch sonst mir überall derselbe Eindruck geworden ist, seine geregelte Ordnung. Jede Leiche bekam ihren eignen, wenn auch nur aus ungehobelten Brettern zusammengefügten platten Sarg. Auf dem Sarge wurde der Name des Verstorbenen sorgfältig angebracht und genaues Register über

die Eingesargten geführt. Herrschte so zwar anerkennenswerte Ordnung, so mußte dagegen die wohl unvermeidliche Einfachheit des Einsargens mit tiefer Wemut erfüllen. Völlig unbekleidet wurden die Leichen hervorgeholt, an den Armen über den Fahrweg geschleift und ohne weitere Einhüllung in die Särge gelegt. Trauriger konnte sich die Erdenarmut und die Blöße des Menschenlebens nicht darstellen. Buchstäblich kam hier der Vers des Dichters zur Wahrheit:

> Nackend lag ich auf dem Boden,
> Da ich kam, da ich nahm
> Meinen ersten Odem.
> Nackend werd ich auch hinziehen,
> Wenn ich werd, von der Erd
> Als ein Schatten fliehen.

Unauslöschlich wird dieses Nachtbild des Todes, dieses große Heerlager der Toten mir im Gedächtnis bleiben. Das war ein Kommentar zu den Worten des 90. Psalmes, wenn es dort heißt: „Du lässest sie dahin fahren, wie einen Strom, gleich wie ein Gras, das doch bald welk wird. Das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret.“ Die vielen geknickten Lebensblüten, die in den kleinen Kindersärgen geborgen waren, die vielen Jünglinge und Jungfrauen, die hier in dichten Garben von der Sense des unerbittlichen Schnitters in der Schöne ihrer Jugend dahingemäht, wie war ihre Lebenspracht über Nacht dahingefallen, wie in den Staub gelegt die Kraft und die Herrlichkeit des Menschen! In diesen stillen Leichenhof hätte ich wohl alles junge Volk unserer Stadt zusammenrufen mögen, damit es die wichtigste Lehre des Lebens vernommen hätte, um deren Erkenntnis der Psalmist betet, wenn er sagt: Aber, Herr lehre doch mich, daß es ein Ende mit mir haben muß und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß. Siehe, meine Tage sind eine handbreit vor dir und mein Leben ist wie nichts vor dir. Wie garnichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben! (Ps. 39, 5 und 6.)

Von der Uhr des Krankenhauses schlug es in langen Tönen zehn. — Die schweren Augenlider mahnten zur Ruhe, aber lange noch klang das hämmern und klopfen an

den Särgen, das scharrende Geräusch der über die Erde geschleiften Leichen, das angstvolle Todesröcheln, das ich am Tage so oft vernommen, in meinen Ohren und scheuchte den Schlaf wieder hinweg, bis ich um Mitternacht endlich die Nachtruhe fand. — Ein langer Schmerzenstag lag hinter mir. —

Mit gespannter Erwartung, wie es den einzelnen Kranken im Laufe der Nacht ergangen sein möchte, wurde am andern Morgen der Krankensaal betreten. Die Cholera ist wohl die tückischste, geheimnisvollste und wechselvollste Krankheit, die wir kennen. Das Befinden der Kranken verändert sich oft in der auffallendsten Weise. Meistens erwies sich aber eine geschöpfte Hoffnung auf Erhaltung der Schwerkranken als trügerisch. Selbst bei Rekonvalescenten konnte irgend ein Diätfehler den schlimmsten Rückfall verursachen. — Ein Schwerkranker hatte die Nacht nicht überstanden, während ein robuster Elbschiffer, dessen Zustand sehr bedenklich gewesen, sich augenscheinlich erholt hatte. Bei einem andern Elbschiffer war dagegen das Ende nahe herbeigerückt. Andre zeigten eine gesteigerte Verschlimmerung. Unter letztern fiel besonders ein Arbeiter auf, der noch in den besten Jahren stand. Schon am gestrigen Tage hatte er schwer gelitten. Die Nacht hatte ihm keine Ruhe gebracht. Der kalte Schweiß perlte ihm in dicken Tropfen von der Stirn. Bald erhob er sich schwerkeuchend, um Atem zu schöpfen, bald suchte er durch eine bequemere Lage sich Erleichterung zu verschaffen, um dann wieder aufs neue sich aufzurichten. Bei diesen hochgesteigerten Leiden habe ich keine Klage, kein Seufzen aus seinem Munde vernommen. Mit einer staunenswerten Selbstbeherrschung ertrug er dieselben bis zu Ende. — Bei andern Kranken stellte sich dagegen bei zunehmender Verschlimmerung ein völlig lethargischer und gleichgültiger Zustand ein. Mit halbgeschlossenen Augen, die schon gebrochen schienen, lagen sie still da. Nur der allmählich schwächer werdende Atem zeigte das herannahende Ende. In welcher Macht der Tod unter den Kranken unsers Saales wütete, mag daraus ersehen werden, daß im Laufe einer Woche 19 Todesfälle eintraten, obwohl nur 25 solcher Kranken hereingebracht wurden, die in schwererer Weise von der Seuche

befallen waren. Unsre Schwerkranken starben, solange ich es beobachten durfte, alle bis auf einen dahin. Vergeblich waren alle Anstrengungen der Ärzte, die Tag und Nacht keine Mühe scheuten, vergeblich war unsre geringe Mühewaltung. Menschliche Kunst und menschliche Liebe war umsonst aufgeboten. Doch sind auf andern Stationen, wie ich später bei meinen seelsorgerlichen Besuchen beobachten konnte, auch an Schwerkranken manche erfreuliche Resultate erzielt worden.

In der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag, den 1. September, hatte ich meine erste Nachtwache. Im Laufe des Tages war der eine unsrer Elbschiffer hinübergeschlummert. Lange, lange hatte er schweratmend dagelegen; da schlug er noch einmal die Augen auf, und legte sich auf die andre Seite. Die ruhige, würdige Haltung, welche der Mann von Anfang an beobachtet hatte, hatte mir seine volle Achtung abgewonnen. Wie sind mir doch diese treuherzigen, schlichten Seemannsnaturen ans Herz gewachsen. Jede Redseligkeit ist ihrer ernsten Charakterart zuwider. Von der Stille der Nacht auf der Wache, bei dem leuchtenden Firmament der Sterne haben sie ihre tiefen, in sich gekehrten Gedanken geholt. Da lebt und webt es denn auch geheimnisvoll in ihrem Herzen. Als er die Augen noch einmal aufschlug, da trat ich an ihn heran, rief ihn bei seinem Namen und fragte ihn, ob er an Jesum Christum, seinen Heiland, glaube. Zweifellos und aus voller Überzeugung kam da die Antwort von seinen sterbenden Lippen: „Ja, ganz gewißlich.“ So gewißlich klang die Antwort, daß ich den Eindruck bekam, dieser Mann ist nie aus seinem einfältigen Kindesglauben herausgetreten. Bald darauf war sein Glaube in Schauen verwandelt. — So hatten wir für die Nacht nur zwei Kranke, deren Ende zu befürchten war, der andre Elbschiffer, dessen Zustand im Laufe des Tages wieder hoffnungslos geworden war, und der Arbeitsmann, von dem ich eben berichtete. — Um Mitternacht begann die Neuaufnahme der Kranken. Dieselbe wechselte alle 24 Stunden zwischen dem neuen Eppendorfer und dem alten Krankenhause. Es ist als eine bedeutende Leistung der Krankenhäuser zu verzeichnen, daß schon nach den ersten

Tagen der hereingebrochenen Epidemie soviel Platz beschafft war, daß die beiden Häuser in der Aufnahme sich ablösen konnten. So war es möglich, für die neu ankommenden Kranken alles genügend vorzubereiten. Ein eigentümliches Gefühl packte mich, als der erste Krankenwagen bald nach Mitternacht lauttönend in der stillen Nacht heranrollte und nun ununterbrochen das Fahren sich fortsetzte. Bei jedem Wagen empfand man aufs neue den Schrecken und die Trauer, welche die Krankheit mit sich brachte. Unwillkürlich mußte man an die armen Kranken denken, die in später Nacht in peinvoller Unruhe eiligst aus ihren Häusern abgeholt worden waren. Manche kamen in ihrem Nachtkleid, nur in eine wollene Decke gehüllt. Viele hatten wohl in gänzlicher Vereinsamung stundenlang auf die Hülfe gewartet, da die Furcht vor Ansteckung alle Nachbarn von ihnen ferne gehalten hatte. — Oft hatte ich in einer frühern Wohnung zu später Nachtzeit das Rollen der Droschken und Chaisen gehört, die lustige Gäste von Gesellschaften holten, hier war auch Gesellschaft, aber eine Gesellschaft von Kranken und Sterbenden, von denen mancher nur kam, um auf dem Leichenwagen wieder abgeholt zu werden. — Zeitweilig saß ich ganz allein unter allen meinen Kranken. Die Leichtkranken schliefen still, von den Schwerkranken hatten auch einige Ruhe gefunden, um so mehr Zeit hatte ich, meine volle Aufmerksamkeit auf meine beiden Sterbenden zu richten. Da lag er vor mir, der Arbeitsmann. Der Todeskampf hatte seine Höhe erreicht. Beide Arme hoch in die Luft gehoben, arbeitete er in beständigem Ringen, als käme ein schlimmer unsichtbarer Feind auf ihn herab, den er abwehren müßte. Immer angstvoller keuchte die matte Brust. Der Mann hatte eine eiserne Natur; sein von der Arbeit gestählter Körper schien dem Tode einen Halt gebieten zu wollen. Stundenlang dauerte der schreckliche Kampf. Eine Erleichterung konnte ich ihm nicht bieten. Die Morphiumeinspritzung hatte nur auf kurze Zeit eine beruhigende Wirkung. Ich konnte nur für ihn beten: „Mach End, o Herr, mach Ende, mit aller unsrer Not.“ — Wie gerne hätte ich ihm auch noch ein Trosteswort zugerufen, wie gerne in diesen Todeskampf den

Siegesruf hineinklingen lassen: Der Tod ist verschlungen in den Sieg, Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg! Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christ! — aber das Bewußtsein des armen Kranken war schon zu weit geschwunden, als daß ich auf ein Verständnis meiner Worte hätte hoffen dürfen. Endlich wurde der Atem ruhiger und langsamer. Sein Leiden ging zu Ende. Nach einer halben Stunde schlief er still ein. Während dieser tapfere Mann sein Ende erduldete, verschlimmerte sich der Zustand des Elbschiffers zusehends. Hatte er früher schon laut gejammert und gewimmert, so trat nun ein wildes Phantasieren hinzu. Klagend und rufend warf er sich in seinem Bett hin und her, beständig die Decke von sich stoßend. Der arme Mensch erlitt furchtbare Schmerzen. Auch bei der leisesten Berührung seines Körpers schrie er laut auf. Das Auge hatte einen blöden, stieren Ausdruck angenommen. Wahrscheinlich war irgend eine innere schmerzvolle Entzündung zu seiner Krankheit hinzugetreten. Hier blieb die Morphiumeinspritzung nicht ganz ohne Wirkung, gegen morgen fand er etwas Ruhe. — Als ich um zehn Uhr morgens nach einigen Stunden kurzen Schlafes wieder auf den Krankensaal kam, da war er bereits verschieden. In der Vollkraft seines Lebens hatte der Tod auch ihn überwunden. — Für die letzten Nachtstunden hatten wir die Aufnahme neuer Kranken zur Belegung der leer gewordenen Betten erwartet, aber dieselbe wurde auf unsrer Station sistiert; so konnte ich bei anbrechendem Morgen an das Reinigen der Stube und an das Aufwaschen aller gebrauchten Gläser, Kummen und sonstiger Geräte gehen. Um sechs Uhr kam die Ablösung und die müden Glieder konnten für einige Stunden Ruhe finden.

Nach den bereits geschilderten traurigen Erlebnissen könnte man vermuten, daß die Schreckensscenen des Krankensaales für uns ihren Höhepunkt erreicht hätten. Dem war aber nicht so und ich muß noch einmal die Aufmerksamkeit der Leser auf die Todesart der Cholerakranken richten, denn nicht um einen interessanten Bericht zu liefern, zeichne ich diese Erinnerungen auf, sondern mein einziger Zweck ist,

allen denen, welche mit Cholerakranken nicht in Berührung getreten sind, in wahrheitsgetreuer Weise die unaussprechlich große Not zu schildern, welche die Cholera über tausende unsrer Mitbürger gebracht hat, damit alle, die verschont geblieben sind, es noch besser lernen, Gott zu danken und noch ernster und eifriger daran denken, wie der Wiederkehr solcher Not vorgebeugt werden kann. — Donnerstag, der 1. September, verlief einigermaßen ruhig auf unserm Krankenzimmer. Bei den leichter Erkrankten trat bereits eine erfreuliche Besserung ein. Nur für einen mir sehr liebgewordenen Kellner schien eine Krisis zum Schlechtern einzutreten. Die besonders stille und sanftmütige Art, in welcher dieser Kranke die unausgesetzt hervortretenden Ausbrüche der wilden Krankheit ertrug, hatte ihm meine volle Teilnahme gewonnen. Wie dankbar war er für jede Handreichung, wie bescheiden jede Bitte, die er aussprach. Die warme Liebe und Teilnahme, die ihm von allen Ärzten und Wärtern erwiesen wurde, that seinem Herzen wohl. Man fühlte, daß es für ihn ein angenehmer Wechsel war, auch einmal rasch und aufmerksam bedient zu werden, so traurig im übrigen seine Lage war. „Ich habe nur einen Wunsch noch,“ äußerte er, „ich möchte noch einmal meine liebe Frau sehen, ehe ich sterbe.“ — Als ich die Verschlimmerung seines Zustandes merkte, sprach ich ihm meine Besorgnis unverhohlen aus und setzte hinzu: „Jetzt ist es Zeit, die Hilfe Gottes anzurufen.“ Er sah mich lange sinnend an, ohne ein Wort zu sagen. Einige Stunden hernach sagte er mir mit feierlich erhobener Stimme: „Herr Pastor, ich habe Ihren Rat befolgt.“ Doch hatte der Herr auch hier es anders beschlossen; wir durften ihn noch einige Tage pflegen, und mitunter leise Hoffnungen auf eine Besserung hegen. Als aber eine schlimme Nierenentzündung zur Cholera hinzutrat, mußten wir uns bei ihm auch auf das Schlimmste gefaßt machen. Eine tiefe Bewegung bemächtigte sich unsrer, als wir auch diesen lieben Kranken fahren lassen mußten. Ja ich will es nicht leugnen, es wurde mir recht schwer, hier meine kleinen menschlichen Gefühle unter die hohen Gottesgedanken zu beugen, als mir am Sonntagmorgen beim Erwachen der Oberwärter zurief: „Der Kellner geht weg.“

Dies war nämlich der stehende Ausdruck, der sich unter den Wärtern für das Absterben gebildet hatte. — Ich hatte der Frau des Verstorbenen schon vorher von dem verschlimmerten Zustand des Mannes geschrieben, was umsomehr geboten war, als dieselbe in den nächsten Tagen ihre Niederkunft erwartete. Am Tage nach dem Tode des Vaters wurde das Kind geboren. In wie vielen Häusern junger Eheleute ist so in diesen Tagen die Freude in Trauer verkehrt worden.

Am Freitag bekamen wir bereits am Nachmittage einige neue Kranke, woraus wir schließen konnten, daß in der Nacht die Neuaufnahme von Kranken uns sicher bevorstände. Nach den von andern Wärtern gemachten Schilderungen, über die Arbeit und Unruhe, welche solche nächtliche Zuführung von frischen Kranken verursache, waren wir sehr gespannt, wie die Nacht sich gestalten würde. Aber schon vor der Einlieferung wurde unsre Kraft und Aufmerksamkeit auf das höchste in Anspruch genommen. Mehrere Schwerkranke hatten sich nämlich so verschlimmert, daß das letzte Stadium der Krankheit, die eintretende Agonie, sich ankündigte. Dazu gehörten außer unserm Kellner ein Zimmermann, ein Bäcker und ein Arbeiter. Ein andrer armer Kranker hatte am Nachmittag einen halbseitigen Schlaganfall erlitten. Derselbe bedurfte auch in seiner hülflosen Lage der sorgsamsten Pflege. Am schrecklichsten gebärdete sich der Zimmermann. Schon am Nachmittag fing er an zu rasen. Ich hatte ihn darum in ein Bett mit erhöhten Seitenwänden getragen, was übrigens, nebenbei bemerkt, nicht ganz leicht war, da er gewiß zweihundert Pfund wog. Gegend Abend aber wurde seine Unruhe immer schlimmer. In der Angst seiner krampfhaften Schmerzen hob er sich mit beiden Händen an dem ledernen Halteriemen, der oben an seinem Bett befestigt war, hoch in die Luft empor, um sich dann rücklings in sein Bett niederzuwerfen. Die Wucht seines schweren Körpers verursachte dann ein Gekrach, als müßte die Bettstelle in Stücke gehen. Wiederholt schlug er auch mit den Hinterkopf so stark auf die Bettwand, daß wir eine schlimme Verwundung befürchteten. Doch schien sein dichtes Haar ihn geschützt zu haben. An eine regelmäßige Bedienung seiner Bedürfnisse war nicht mehr zu

denken. So konnten wir ihn nicht davor bewahren, daß er sich alsbald im vollen Unrat herumwälzte, den schrecklichsten Gestank um sich verbreitend. Was überhaupt pestilenzialischer Gestank bedeutet, das ist mir erst in dieser wirklichen Pest zur Erfahrung gekommen. Besonders waren die von den Alkoholikern, wozu, wie ich befürchte, auch jener Zimmermann zu rechnen war, ausgehende Gerüche schier unerträglich, sodaß wir besondere Gegenmittel anwenden mußten, da das Besprengen mit Karbolwasser hier seine Wirkung verlor. — Zwei Betten von ihm entfernt, in der Ecke des Saales, lag der arme Bäcker. Derselbe, ein Westfale mit ausgesprochenem Dialekt, hatte in den ersten Tagen der Woche sich noch verhältnismäßig gut befunden. Seit Donnerstag trat jedoch eine rasche Verschlimmerung ein. Jetzt lag er in den wildesten Phantasien. Zu Anfang noch mehr sprechend, ging er bald in das lauteste Rufen und Schreien über, die verworrensten Gedanken zum Ausdruck bringend. Dieses heftige vom Todeskampf hervorgerufene Schreien hielt die ganze Nacht unausgesetzt an, sodaß wohl keiner von den Leichtkranken ein Auge zugethan hat. Der Arbeiter, bei welchem die ganze Woche hindurch das Erbrechen sich nicht vermindert hatte, kam auch bereits in jene Todesunruhe des Wanderns hinein, wobei die Kranken fortwährend das Bett verlassen. Außerdem war noch ein Schwerkranker am Nachmittag gekommen, welcher auch stetig unsrer Hülfe bedurfte. Da wir nur zu zweien die Nachtwache besorgten, so hatten wir bei vier im Todeskampf liegenden und zwei Schwerkranken natürlich vollauf zu thun, um nur den dringendsten Bedürfnissen gerecht zu werden und mußten wir die einzelnen beständig unter Augen halten. Da es schon innerhalb vier Tagen das zweite Mal war, daß wir mit kurzen Unterbrechungen 39 Stunden in fortlaufender Arbeit waren, so wurde an unsre Kräfte die höchste Anforderung gestellt, als nun nach Mitternacht der Einzug neuer Kranken begann. Zuerst kam ein ältlicher Bahnarbeiter, der noch selbst sich ausziehen konnte, dann ein Matrose, der schon schlimmer war, dann innerhalb einer Stunde drei Kranke, die alle mehr tot als lebendig den Krankensaal erreichten, wozu noch in der Morgenstunde drei

weitere Fälle hinzutraten, bei denen der eine, der noch lebend aus dem Wagen gehoben war, bereits verschieden war, als er von der Tragbahre ins Bett gelegt werden sollte. Jeder Kranke mußte der Reinlichkeit wegen völlig entkleidet und mit der Leibwäsche des Krankenhauses versehen werden, was für die armen Leidenden eine sehr erschöpfende Anstrengung war, zumal da uns Hülfswärtern hierbei die nötige Schulung sehr mangelte. Bei dreien wurde sofort eine Infusion von Kochsalzlösung angewandt, dasjenige Mittel, worauf die Ärzte die meiste Hoffnung setzten. Thatsächlich trat auch bei manchen Kranken eine sehr erfreuliche Verbesserung des Zustandes ein, die aber nur nicht lange vorhielt. Nur bei einem der zuletzt eingebrachten, einem Bureaudiener, war ein dauerndes Resultat zu verzeichnen. Dieser arme Mensch hatte seine Frau, seine Schwester und eins seiner Kinder zu Tode gepflegt. Dann selbst erkrankt und von seinen furchtsamen Nachbarn gänzlich verlassen hatte er stundenlang im Zustand ohnmachtartiger Erschöpfung auf seine Abholung gewartet. Wenige Minuten nach erhaltener Infusion schlug er die Augen auf und fing, wenn auch mit kaum hörbarer Stimme an zu sprechen. Bei äußerster vorsichtiger Behandlung, wozu er selbst durch die sorgfältigste Beobachtung seines Zustandes wesentlich beitrug, gelang es, ihn durchzubringen. Derselbe ist auch später ganz geheilt entlassen. Da derselbe also noch unter den Lebenden weilt, so vermeide ich, weiteres über ihn zu berichten. Es sei mir nur gestattet, hier zu bemerken, daß die innere Seelenruhe, welche ihm sein lebendiges Gottvertrauen einflößte, der wohlthuendste Eindruck gewesen ist, den ich in den Schreckenstagen meiner Cholerakrankenpflege erhalten habe. — So hatten wir innerhalb weniger Stunden zu unsern vier Sterbenden drei hinzubekommen. Bis zum Mittag des nächsten Tages waren drei von ihren Leiden erlöst. — Dieses Nachtlager von sieben Sterbenden voll Todeskampfs, voll Schreiens und Stöhnens, voll Ermattens und Vergehens aller Kräfte, das war Cholera und zwar in ihrer schrecklichsten Gestalt. — Der Choleratod ist der König der Todesschrecken. — In dieser Nacht habe ich aber nicht nur Schmerzen der Seele, sondern auch des

Leibes erlitten. Die körperliche Anstrengung war zu groß gewesen.

Zu den letzten Schwerkranken, die in unsern Krankensaal kamen, gehörten zwei, in deren Gesicht die Spuren der Trunksucht deutlich gezeichnet waren. Da die Cholera bei diesen Leuten in besonders schlimmer und rascher Entwickelung hervortrat, so will ich noch ein kurzes darüber berichten. Es ist keine Frage, daß die Seuche der Cholera auch mit der Branntweinseuche zusammenhängt. Zwar sträubt man sich vielfach, diesen Zusammenhang anzuerkennen, hat sogar die öffentliche Meinung dafür zu bearbeiten gesucht, daß der Schnaps ein gutes Schutzmittel gegen die Ansteckung sei. Kolossale Massen Alkohol mögen in der Cholerazeit verkonsumiert worden sein. Man hat wohl nie so viele ganz oder halb betrunkene Männer und auch angetrunkene Frauenzimmer auf der Straße gesehen, wie in dieser Zeit. Nun mögen es die Mediziner untereinander ausmachen, wie weit reiner Alkohol, wie solcher in gutem Kognak enthalten sein soll, mäßig genossen, ein verdauungsstärkendes Mittel ist; bekanntlich sind die Meinungen auch darüber sehr geteilt. Keine Frage ist aber, daß der gewöhnliche, vorwiegend Fuselöl enthaltende Schnaps als das schlimmste Reizmittel, welches dem Magen zugeführt werden kann, die Funktionen desselben auf das gefährlichste abschwächt und damit für die Aufnahme und die Entwickelung der giftigen Bakterien die günstigste Vorbedingung schafft. Es hat darum, wie solches auch bei früheren Epidemien beobachtet worden ist, die Cholera zuerst und zumeist unter den Trinkern aufgeräumt. Vielleicht mag hiermit auch die Erscheinung zusammenhängen, daß der Verein Hamburger Gastwirte in der Epidemie den Tod so vieler Mitglieder zu konstatieren hat. Vor einigen Wochen waren es schon ca. dreißig. Jedenfalls sollte auch dieser Frage von maßgebender Seite volle Aufmerksamkeit geschenkt und namentlich die Einschränkung der kleinen Schankstellen und Schnapsbutiken noch in weit größerem Maße angestrebt werden. Epidemien treten gemeinhin nur da auf, wo arge sanitäre Mißstände vorliegen. Sanitäre Mißstände sind aber auch immer solche sittlicher Natur. — Am engsten verknüpft sind aber beide bei dem Trinker, welcher in der leichtfertigsten

Weise seine Gesundheit zerstört und seinen Körper zu einem günstigen Nährboden für alle ansteckenden Krankheiten kultiviert. Auch um der öffentlichen Gesundheitspflege willen sollte die Trunkenheit als ein straffälliges Vergehen angesehen werden. — Ganz auffallend trat auch bei den beiden obenerwähnten Kranken es hervor, wie rasch die Krankheit bei ihnen Eingang fand. Obwohl beide noch Männer in rüstigem Alter waren, beide noch allein in das Krankenhaus sich begeben hatten und, besonders bei dem einen, zuerst gar keine gefährlichen Symptome hervortraten, so verschlimmerte sich doch ihr Zustand zusehends von Stunde zu Stunde. Das Delirium stellte sich viel früher bei ihnen ein, als bei andern Kranken und war mit der denkbar größten Unruhe verbunden. Auf andern Stationen mußten manche solcher Trinker in die Isolierzelle gebracht werden, wo sie bei voller Bewegungsfreiheit sich so schrecklich gebärdeten, daß jeder Wärter, der mit ihnen eingesperrt wurde, es als ein Verhängnis ansah, dieselben pflegen zu müssen. Auch in ihrer Krankheit, angesichts des Todes sind Trinker noch eine schreckliche Plage. Wie haben auch die beiden in unserm Krankensaal liegenden zuerst durch ihr unausgesetztes wirres, weinerliches Plappern, dann bei fortschreitender Krankheit durch ihr Schreien und Schelten, ihr beständiges Sichaufrichten und Herausklettern aus dem Bette Mitkranken und Pflegern saure Stunden bereitet! Den einen von beiden konnte ich einmal nur im letzten Augenblick auffangen, als er rücklings aus dem Bett stürzte. Wie schwer es ist, selbstverschuldeter Not gegenüber noch barmherzig zu sein, habe ich recht wieder bei diesen armen Elenden gemerkt. Fängt die Barmherzigkeit überhaupt erst da an, wo persönliche Opfer gebracht werden müssen, so ist man wohl dazu willig und bereit moralisch würdigen Personen gegenüber, die man seiner Liebesbemühung wert erachtet. Aber moralisch unwürdigen Leuten zu dienen, solchen Personen, die kein Verständnis und keinen Dank für unsre Mühe zeigen, da tritt es handgreiflich hervor, wie liebesarm das Menschenherz ist, wie wenig wir nach der Liebe handeln, die in allen Stücken nicht das ihre, sondern das des andern sucht. Der eine von unsern Alkoholikern starb am zweiten, der

andere am dritten Tage nach ihrer Ankunft. — Beide waren Leute, die noch ihre Arbeit verrichteten, die selten wohl ganz betrunken gewesen waren, die nur ihr regelmäßiges Quantum Schnaps, wie der eine mir mitteilte, für 25 Pfennig täglich zu sich nahmen und dadurch ihren Körper so geschwächt hatten, daß sie jählings von der Seuche dahingerafft wurden.

In den letzten beiden Tagen meiner Krankenpflege, nachdem die meisten unsrer Schwerkranken weggestorben waren und die Behandlung der Leichtkranken immer weniger Mühe verursachte, konnten wir auch daran denken, den Krankensaal wieder gründlich zu reinigen und alles in die rechte Ordnung zu bringen. Als wir so am Sonntag jedes Bett aufgemacht, mit reiner Wäsche überzogen, unsre Kranken sich gewaschen und nach langer Zeit wieder Toilette gemacht hatten, dabei die Septembersonne ihre freundlichen Strahlen in die Krankenstube warf und alle Gläser und Geräte in ihrem wiedergewonnenen Glanze einen hellen Wiederschein gaben, da kam auch über uns die Sonntagsstimmung. Nach all der Unruhe und der Aufregung der letzten Woche genossen wir den wohlthuenden Frieden des Herrentages in erhöhter Empfindung und ein tiefer Dank wurde in unsern Herzen lebendig, daß Gott uns soweit geholfen. —

Bereits im Anfang der mit dem 4. September beginnenden Woche zeigte sich eine bedeutende Abnahme der Choleraerkrankungen. Unsere durch Todesfälle leergewordenen Betten wurden nicht wieder belegt. Die in der Zwischenzeit anderswo aufgeführten Baracken zerteilten den großen Strom der Kranken und entlasteten die beiden großen Krankenhäuser. Dazu hatten sich in den letzten Tagen mehr Krankenwärter gemeldet, als Bedarf war, worunter viele ausgebildete Heildiener. Bei diesen zusammenwirkenden Umständen mußte ich meine Aufgabe, für die erste Not in der leiblichen Pflege auszuhelfen, als erfüllt ansehen und es nunmehr für gegeben halten, mich meinem eigentlichen Berufe wieder zu widmen, in welchem die Seelsorge unter den Kranken in dem fertiggestellten Barackenlazarett am Seemannshaus auch eine dringende Pflicht war. So nahm ich bereits am Dienstagmorgen von meinen lieben Kranken und den Mitwärtern

Abschied. Obwohl wir nur kurze Zeit zusammen gewesen waren, so fühlten wir uns doch sehr nahe gerückt. Gemeinsame Not kettet eng zusammen. Als ich von Bett zu Bett gehend den Kranken, die alle in der Genesung standen, die Hand drückte, da war es mir recht beweglich ums Herz und auch die lieben Kranken schienen es zu empfinden, daß ich ihnen gerne gedient hatte. Manch freundliches Dankeswort wurde mir gesagt und selbst die wenigen unter ihnen, aus deren Gemütern das sozialdemokratische Grundwasser nicht mehr herausgepumpt werden kann, reichten freundlich die Abschiedshand. Ein Elbschiffer erkundigte sich sogar nach der Adresse der Seemannsmission, da er ein Scherflein dazu beitragen wolle. Bevor ich jedoch das Krankenhaus verließ, trat mir die bittere Choleranot noch einmal in einem ergreifenden Bilde entgegen. — Als ich durch einen benachbarten Krankensaal ging, sah ich einen Rekonvalescenten, einen Mechaniker von Profession, in sichtlicher Gemütsbewegung aufgerichtet in seinem Bette sitzen. Als ich nach der Ursache seines Kummers fragte, sagte er: „Ach, wenn ich doch nur über meine Frau und meine beiden Kinder Gewißheit hätte; die sind fast gleichzeitig vor acht Tagen mit mir abgeholt und ich habe bis heute noch keine Nachricht über sie erhalten können. Die quälende Ungewißheit ist nicht mehr zu ertragen.“ Dabei standen ihm die Thränen in den Augen. Wie ich nachher erfahren, ist dieser Mann eine angesehene Persönlichkeit unter den Sozialdemokraten. Ich versprach ihm, mich gleich auf dem im Krankenhaus befindlichen Auskunftsbureau zu erkundigen, erfuhr hier auch alsbald, daß zwei seiner Kinder im selben Krankenhaus und noch am Leben sich befänden. Als ich ihm hiervon Mitteilung machte und die Namen der Kinder nannte, fuhr er erschreckt auf und sagte in schmerzlichem Ton: „Also auch mein ältester Sohn ist erkrankt, ich hoffte, er würde auf die kleinen Geschwister achten.“ — Statt zwei waren vier Kinder erkrankt und nur zwei von der Krankheit verschont geblieben. Mein erster Gang vom Krankenhaus war in die Wohnung des Mannes am neuen Steinweg, wo ich die sichere Trauernachricht erhielt, daß seine Frau und ein Kind bereits seit mehreren Tagen im Eppen-

dorfer Krankenhaus verstorben seien, worüber ich dem Manne dann schriftliche Mitteilung machte. Als ich mich in dem dunkeln, engen Hofe umsah, die feuchten Gebäude bemerkte, den Rinnstein in der Mitte des Platzes, da konnte ich mich allerdings nicht wundern, daß die Cholera hier ihr Domizil aufgeschlagen. — Daß diese dunklen Höfe mit ihren menschenunwürdigen Wohngelassen geschlossen werden müssen, kann ja nunmehr keine Frage sein. Gottlob, daß diese Frage von dem öffentlichen Gewissen wirklich entschieden worden ist und wir die Aussicht haben, bald freundliche Arbeitervorstädte rings um Hamburg emporblühen zu sehen, von wo in bequemer Bahnverbindung die Arbeiter in die Fabriken und an ihre Geschäftsstellen kommen können. Hierbei könnte das gerade in diesem Stück sehr schuldbeladene Kapital vieles wieder gut machen, was es versehen und gesündigt hat. Die günstige Gelegenheit dazu ist bereits durch die Errichtung von Bau- und Sparvereinen gegeben. In Altona werden schon zu Ostern die ersten achtzig Arbeiterwohnungen fertiggestellt sein. — Es ist erfreulich, daß die christliche Liebe auch der Wohnungsnot gegenüber die ersten praktischen Schritte gethan hat und die von den Arbeitern noch so vielfach verkannten evangelisch-sozialen Arbeitervereine hier zuerst auf dem Platze gewesen sind. Überhaupt ist es eine herzstärkende Erfahrung in diesen Tagen gewesen, daß die Liebe noch bei vielen nicht erkaltet ist. Wie viele Hände der dienenden Barmherzigkeit haben sich in Bewegung gesetzt, um die Choleranot abzuwehren. Aus Dresden und aus Berlin waren Mitglieder christlicher Vereine zu Hülfe gekommen, von überall her hatten die evangelischen Diakonen- und Diakonissenhäuser und die katholischen Schwesternanstalten ihre Kräfte zur Verfügung gestellt. Man hatte das seltene Gefühl, der Herr hat noch eine schlagfertige Kerntruppe und eine große Reservemannschaft, die bereit sind, freudig für die Brüder das Leben zu lassen. Möge diese Schlagfertigkeit und diese freudige Hingabe für die Rettung des Nächsten uns eine bleibende gesegnete Erinnerung sein, wo wir den schlimmern und unaufhörlichen Kampf gegen die geistige Cholera die Giftgewächse der Sünde mit all ihren schrecklichen Verheerungen zu kämpfen haben. Ja möchten

wir einen der Bedeutung dieses Kampfes entsprechenden vervielfachten Rettungseifer gewonnen haben. Hier erst haben wir mit dem wirklichen Todfeind zu kämpfen. Indem ich diesen Wunsch ausspreche, kann ich auf eine sehr erfreuliche Thatsache hinweisen, die sich mir in der Zeit der Cholerakrankenpflege aufs neue bestätigt hat. Unser Volk ist noch zu großen Teilen zugänglich und empfänglich für das Wort Gottes. Meine beiden stets mit Traktaten wohlgefüllten Taschen leerten sich Tag für Tag, weil die Nachfrage darnach so stark war. Selbst einer unsrer Herren Ärzte beteiligte sich an der Verbreitung. Die gelesenen Schriften wanderten dann von Bett zu Bett und wurden sorgfältig aufbewahrt. Es ist in der That so, wie der früher erwähnte Kellner sagte: „Unsre Lebensverhältnisse bringen uns ganz von der Kirche ab.“ Wie viele in abhängiger Dienststellung befindliche Personen seufzen unter dem rastlosen Geschäftseifer und dem gleich großen Vergnügungseifer der Besitzenden. Wie könnte das so vielfach unter die Füße getretene Gemütsleben unsers Volkes sich wieder reinigen und veredeln, wenn jeder Arbeiter, wie in England, um fünf Uhr Feierabend hätte, ihm Abend für Abend große Lesehallen und Volksbibliotheken offen ständen, die Kirche ihm zu jeder Zeit die beste gesellschaftliche Unterhaltung und herzerquickliche Erbauung böte, der Sonntag ganz arbeitsfrei und in der Woche ein Nachmittag ebenfalls der Ruhe gegönnt wäre.

Mit großer Anerkennung muß ich auch noch von den alten Wärtern des Krankenhauses reden, soweit ich mit denselben zusammen gearbeitet habe. Unter den neu eingetretenen Hülfswärtern, worunter manche von der Hoffnung eines hohen Lohnes angelockt waren, mögen einzelne fragliche Individuen gewesen sein. Von den erstern ist jedoch in stiller selbstverleugnender Hingabe und gewissenhafter Treue außerordentliches geleistet worden. Als wir in die Pflege eintraten, hatten einige drei Nächte hintereinander keine genügende Ruhe gehabt. Dennoch wurde ohne Murren weitergearbeitet. Gerade in Anbetracht der richtigen Pflege ist es ein entschiedener Vorzug, zumal bei solchen Epidemien, in einem öffentlichen Krankenhaus untergebracht zu sein. Wie steht hier alles, was not

thut, zur reichsten Verfügung, wie wird jede Portion Essen vorschriftsmäßig zubereitet, wie rasch sind alle Medikamente herbeigeholt! Die Furcht vor dem Krankenhaus ist wirklich unbegründet, so berechtigt andrerseits der Wunsch ist, bei Erkrankungsfällen im Kreise seiner Angehörigen zu bleiben. Die Exaktheit und Geschwindigkeit, womit der ganze Verwaltungsapparat im allgemeinen Krankenhause trotz der enorm gesteigerten Ansprüche fungierte, hat mich mit Staunen und mit Freude erfüllt. Die gegen die Verwaltung von sozialdemokratischer Seite gemachten Vorwürfe richten sich selbst.

Zum Schluß hebe ich noch eine Thatsache hervor, welche für mich die gewichtigste Erfahrung in meiner Cholerakrankenpflege bildet und welche ich nicht nur an mir, sondern auch an den christlichen Freunden, welche mit mir in den Krankendienst traten, beobachten konnte. Diese Thatsache ist die volle innere Freudigkeit und Sorglosigkeit, welche Gott auch zu solchen Zeiten in das sonst doch so ängstliche und sorgenvolle Menschenherz geben kann. Die unbegrenzte Macht der göttlichen Barmherzigkeit hob uns weit über alle Verzagtheit und Unruhe hinweg, sodaß wir, soweit unsre traurige, schreckensvolle Umgebung es zuließ, im Innern die glücklichste Heiterkeit genossen. Wenn Leib und Seele auch angesichts der Sterbensnot sich freuen können in dem lebendigen Gott, so ist man darin gewiß auch am besten gegen die Ansteckung geschützt. **Das in Christo begründete Gottvertrauen darf sich halten an die große Verheißung des 91. Psalms: Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen.**



Druck von H. O. Persiehl.